

Sakrament des Augenblicks

Zum 400. Geburtstag von Maria Ward

Jörg Splett, Offenbach

*Im Verhältnis zum Unbedingten
ist nur eine Zeit: die Gegenwart.
S. Kierkegaard*

Wie man nach Martin Heidegger einen Denker durch Denken ehrt statt durch Rühmung, so ehrt man prophetische Menschen statt durch Denkmäler (Mt 23, 29f) dadurch, daß man sich ihrer Herausforderung wenigstens nachträglich aussetzt. Denn so werden sie aufs neue gegenwärtig. Und Gegenwart eben, „Gegenwärtigkeit“ ist es, was – aus der Fülle möglicher anderer Themen – hier bedacht werden soll.

Dabei wird fürs erste von Maria Ward so gut wie nicht die Rede sein, jedenfalls nicht ausdrücklich. Denn jede „Vergegenwärtigung“ wäre historisch; sie hätte in Wahrheit gerade den zeitlichen Abstand deutlich zu machen. Der Leser ist darum gebeten, mehr als *an* Maria Ward *mit* ihr, in ihrem Geist zu denken. Im Blick auf das Thema: Zeitgemäßheit.

„Ungebremsst im Augenblick“

Um die Zeit ist es ein eigen Ding. Fließt sie an uns vorbei, während wir gleichsam an ihrem Ufer oder auf einer Brücke über ihrem Stromlauf stehen? So könnte jemand aus Matthias Claudius' Brief an seinen Sohn Johannes entnehmen: der Mensch sei „wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen“. Oder treiben wir nicht eher auf dem Zeitfluß dahin? Dem entspräche die Rede vom Menschen als Wanderer, auch wenn nicht jeder es auf über 15000 km Pilgerweg bringt.

Wie dem auch sei, ob auf dem Fluß oder an/über ihm: mein eigenes Lebens-Jetzt findet objektiv keinen Stand oder Halt. Mag ich weiterrücken oder die Dinge um mich, jedenfalls gibt es kein bleibendes Verhältnis. Was auf mich zukommt, geht an mir vorbei und vorüber. Woher – wohin? – „Ein Kind trug eine Kerze. Ich fragte es: ‚Woher kommt das Licht?‘ Es löschte sie aus und sagte: ‚Nun sag mir, wohin ist es gegangen?‘“¹

¹ Legende des Sufi-Meisters Hasan von Basra, angeführt von Raimondo Panikkar, in: *Sein und Nichts in der abendländischen Mystik*, hrsg. von W. Strolz, Freiburg 1984, 122.

Dementsprechend gilt, wie jeder von uns schmerzlich gelernt hat: Ein Wesen, das zeithaft ist, also Zeit hat, hat keine. – Wenn wir aber nur *in* Zeit existieren, was besagt es dann, daß wir keine Zeit haben? Konsequent dies, daß wir gar nicht recht *sind*. So hört man es von östlicher Weisheit und westlicher Philosophie seit Platon bis Hegel, für den „das Zeitliche ist, indem es nicht ist, und nicht ist, indem es ist“². – Sein und Identität gibt es, so gesehen, wenn überhaupt, dann einzig durch „Ausstieg“ aus der (zer)reißenden Zeit.

Dafür bieten sich offenbar zwei Möglichkeiten an: entweder in Abkehr vom Fluß und jeglichem Fließen die Erstarrung zum Standbild. Wörtlich haben das Menschen gewählt wie James H. Bedford, die sich haben einfrieren lassen³. Zeitlosigkeit wird hier durch Totsein (bei lebendigem Leibe?) erkaufte.

Der andere Weg wäre das Eintauchen im Fluß, die Flucht ins isolierte Jetzt. Darauf zielt Friedrich Nietzsches Wort: „Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht zu stehen vermag, der wird nie wissen, was Glück ist, und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was andere glücklich macht.“⁴

Nietzsche spricht – in seinem Kontext – nur von der Vergangenheit. Dasselbe ist von der Zukunft zu sagen; heute stünde ihr „Vergessen“ sogar voran. Und sagen das nicht eben jene, die gerade jetzt gern „etwas tun [wollen], was [die] andere[n] glücklich macht“? „Heut’ ist heut’ – Wer wird an morgen denken? – So jung kommen wir nicht mehr zusammen! – Und wer weiß, ob überhaupt ...?“

Darauf, daß man an morgen nicht denke, läßt freilich Bert Brecht (um wiederum einen Nicht-Christen zu berufen) seine Jenny erwidern: „Ja, Liebe, das ist leicht gesagt: /Doch, solange man täglich älter wird/ Da wird nicht nach Liebe gefragt/ Da muß man seine kurze Zeit benützen. / Ein Mensch ist kein Tier.“⁵

In der Tat, die Beschränkung auf das Hier und Jetzt verriete das Menschsein, nämlich die *Identität in der Zeit*. Das geht bis dahin – um der Einrede gegen mein Thema ihr ganzes Gewicht zu verleihen –, daß als vorläufiges Ergebnis einer großen in Tübingen durchgeführten Straf-

² SW (Glockner) 10, 322f.

³ Siehe G. Condrau, *Der Mensch und sein Tod. Certa moriendi condicio*, Zürich 1984, 64.

⁴ *Vom Nutzen und Nachteil der Historie ...* SW (KSA) 1, 250.

⁵ *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* (Ges. Werke in 20 Bänden, Bd. 16), Frankfurt 1967, 2, 546.

fälligen-Studie die Formel vom „ungebremsten Leben im Augenblick“ gelten kann⁶.

Man muß diese Perspektiven mit im Auge haben, wenn man sich den Titel eines der sogenannten heutigen Kultbücher vergegenwärtigt – der vermutlich manchem Leser bereits eingangs in den Sinn gekommen ist: Jörg Andreas Eltens (= Swami Satyananda) Bericht aus Indien „Ganz entspannt im Hier und Jetzt“.

Vorsehung in eigener Regie

Will man demgegenüber seine menschliche Identität im reißenden Zeitfluß bewahren, dann hat man – der Mensch ist kein Tier – an seine Zukunft zu denken. Doch wie? – Das Jahrhundert Maria Wards ist in der Philosophie durch den Namen des René Descartes gekennzeichnet. Dessen Denkaufbruch bedeutet für Horst Eberhard Richter „im Grunde eine neurotische Flucht aus narzißtischer Ohnmacht in die Illusion narzißtischer Allmacht“. „Die mit Descartes, Galilei und Leibniz einsetzende stürmische, auf die Mathematik gestützte Naturerforschung steht von Anfang an unter dem Druck der Angst, alle Ursachen erkennen zu müssen, um nicht doch am Ende von unbekannten Mächten überwältigt zu werden.“⁷

Alles erkennen aber muß nicht schlicht „der Mensch“, sondern – da es um Tod und Leben geht – ein jeder einzelne. So scheint eine eigne Konsequenz zur Monadenlehre zu führen. „Im Mittelpunkt des menschlichen Universums, so erschien es von nun an, steht jeder einzelne Mensch für sich als ein von allen anderen letzten Endes völlig unabhängiges Individuum.“⁸

Tatsächlich gibt es keine volle Unabhängigkeit. So wird jeder des anderen Lebensgefahr und Todfeind. Dem aber ist auf die Dauer auch der Stärkste nicht gewachsen. Um des Überlebens willen verzichtet man

⁶ H. Göppinger, *Der Täter in seinen sozialen Bezügen. Ergebnisse aus der Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung*, Heidelberg 1983. – FAZ 1984, Nr. 279 (10.12.) S. 10: „Das ‚ungebremste Leben im Augenblick‘ von wiederholt straffälligen Personen ist gekennzeichnet durch kurze Zeitperspektiven, mangelnde Realitätskontrolle, fehlende Lebensplanung. Die Suche nach sofortiger Befriedigung spontaner Bedürfnisse ist verbunden mit geringer Ausdauer und geringer Belastbarkeit, inadäquat hohem Anspruchsniveau, paradoxer Anpassungserwartung und ausgeprägter Forderung nach Ungebundenheit. Dabei führen in der Regel nicht einzelne Kriterien, sondern der unstete Lebensstil insgesamt zu Gefährdungen.“

⁷ H. E. Richter, *Der Gotteskomplex. Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen*, Reinbek 1979, 29.

⁸ N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Frankfurt 1976, I, LIII.

darum auf Bereiche seiner Privatexistenz. So entsteht, Thomas Hobbes zufolge, der Staat. Da derart aber nicht Gerechtigkeit und Wahrheitswille, sondern Todesangst und Überlebenstrieb seinen Ursprung begründen, kann er auch keine Freiheit und keinen wahren Frieden gewähren.

Die angstgenährte Aggressivität läßt sich nur dadurch mindern, daß man sie nach außen ablenkt. Das führt zur wirtschaftlichen Konkurrenz in der Gesellschaft und zu nationalen Rivalitäten – bis zu den einigen Haßminuten in George Orwells Ozeanien des Großen Bruders. – Macht wie Wissen, das Macht ist, möchte zwar eigentlich jeder für sich selber haben; aber faktisch gibt es sie nur als gemeinsamen Besitz – als Besitz einer kleineren oder größeren Gruppe (durchaus ihrerseits machtkonstruiert) gegen andere.

Vor allem aber – darauf möchte ich jetzt die Aufmerksamkeit lenken – hebt das Programm des Wissens als Macht die Zukunft auf. Denn das Wissen im Dienste voraussehender Planung ist heutiges Wissen. Der gegenwärtige Forschungsstand, heutige Absichten, Perspektiven, Erwartungen und Ängste bilden die Parameter jeglicher Planung. „Unvorhergesehenes“ kann damit einzig als Störung erscheinen; denn eigentlich dürfte man nichts Unerwartetes erwarten. Sein Auftreten wäre ja eine – kleine oder auch globale – Katastrophe.

Die „no-future“-Erfahrung geht nicht erst aus der konkreten Situation von Arbeitsplatzmangel, Umweltzerstörung und atomarer Weltbedrohung hervor, sondern wohnt dem neuzeitlichen Planungsdenken als solchem inne. Sie konnte freilich unbewußt bzw. unverstanden und mißdeutet bleiben, solange es mit „Enttäuschungsverarbeitungstechniken“ (O. Marquard) gelang, das Unerwartete als „Nebenfolgen“ entweder zu ignorieren (weil andere es zu ertragen hatten) oder es ausdrücklich anderen (den Feinden) anzulasten.

War also zuvor die Flucht ins Jetzt die Flucht ins Untermenschliche, entweder in den Gefrorenheits-Status des gewissermaßen Mineralischen oder in das „Glück des Tieres“ (wie Nietzsche deutlich sagt): so wird hier der Aufstieg in die Seinsweise Gottes versucht. „Der Gesamtplan ist die Identität von Horoskop und Fatum.“⁹ Und damit ist die Menschlichkeit nicht minder vertan.

Ich meine das einmal sehr greifbar, im Blick auf die von Marquard herausgestellte Technik der Beschuldigung von „Drahtziehern“ und Feinden zum Zweck der Selbstentschuldigung: „Die neoabsolute Philo-

⁹ O. Marquard, *Ende des Schicksals? Einige Bemerkungen über die Unvermeidlichkeit des Unverfügbaren*, in: *Schicksal? Grenzen der Machbarkeit*, München 1977, 7–25, 21.

sophie des Selbermachens ist – scheint es – nicht nur Theologie nach dem Tode Gottes, sondern auch Anthropologie nach dem Ende der Menschlichkeit.“ (19)

Ich meine es sodann grundsätzlich: Was wäre das für ein Leben, das sich von der Zukunft nichts erwarten kann – weil man von ihr sich nichts erwarten darf, muß man doch alles selber machen? Zudem ist man dann auch genötigt, gleichzeitig die Herkunft und Vergangenheit zu verleugnen – sowohl die bisherige angeblich fremde (weil man als „Self-made-man“ sich selbst „herstellen“ will) als auch die neu entstehende „eigene“; denn wer alles selbst machen will, bedarf – wenn er nicht wirklich Gott ist – für die überraschenden „Nebenfolgen“ seines Tuns der Kunst, es nun gerade „nicht gewesen zu sein“, es [wie bedacht] „andere gewesen sein zu lassen“ (Marquard). Wer aber bin ich dann, wenn ich (es) niemals war und bin?

Augenblick aus Begegnung

Menschsein gibt es einzig als *Identität in der Zeit*. Nicht gleichsam unterhalb noch oberhalb ihrer, sondern in ihr, indem das Ich sich hinein-gibt *und* durchhält im Kommen und Gehen des jeweiligen Jetzt. – Übersetzen wir den Fachterminus „Identität durch die Zeit“ in Umgangssprache, dann heißt er: Treue. Und sind wir damit nicht ganz bei dem Menschen, um dessen Geburtstag es geht? Zugleich aber haben wir doch, gerade im Blick auf diese unbeirrbar Frau – wider manchen Anschein –, Treue von Hartnäckigkeit und Widerspenstigkeit¹⁰ zu unterscheiden. Darum ist die skizzierte Grundsatzüberlegung unumgänglich.

Starrheit, Ungewilltheit zum Wandel, Unfähigkeit zu der jeweils hier und jetzt geforderten Antwort wären so wenig Treue, wie es das restlose Aufgehen im Hier und Jetzt ist. Wie aber ist sie dann zu bestimmen? – Hier scheint mir eben noch einmal philosophische Reflexion unerlässlich. Es gilt nämlich zu sehen, daß man Zeit nicht als Wirklichkeit einer isolierten Monade auffassen kann (das hat zu den erwogenen Aporien geführt), sondern daß man sie als *Begegnungssituation*, als Gemeinschaftswirklichkeit sehen muß. Auch wenn unsere Uhren, ob analog oder digital, davon nichts zeigen. (Darum ist auch nicht das Vordringen des Digitalen, wie manche Kulturkritik meint, entscheidend, sondern die fraglose Normgeltung der Uhrzeit als solcher, der gegenüber „Augenblick“, „Stunde“, „Kairos“ als bloß subjektiv entwirkt werden.)

¹⁰ M. Köhler, *Maria Ward. Ein Frauenschicksal des 17. Jahrhunderts*, München 1984, 238.

Den Augenblick gibt es nur aus der Begegnung von Blick und Blick, und daraus wird Zeit.

Ein Blick trifft mich und besagt in Auftrag oder Frage, Angebot oder Hilferuf einen Anspruch an mich. Ich muß dieses Wort an mich erst hören, es wirklich in mich aufnehmen, um es dann zu erwidern. Und wie der Antwortende erst das Ende der An-rede oder -frage abwarten muß, so nun auch der Fragende von deren Anfang bis zu deren Ende die Antwort, die er erhält. Mag darum das Denken zeitlos sein – wie andererseits die Stummheit des „factum brutum“, der schieren Tatsache –: Wort und Antwort, Gemeinsamkeit des Gesprächs gibt es nur in der Zeit.

Und Gespräch in der Zeit – dies das Zweite – gibt es nur zwischen solchen, die zu ihrem Worte stehen. – Vor der Annahme des geistlichen Berufs wie vor der Ehe schrecken junge Leute zurück, weil es sie ängstigt, heute über jenen Menschen zu verfügen, der sie in zehn oder zwanzig Jahren sein werden. Aber wird dieser Mensch denn ein anderer sein oder nicht vielmehr, zwar anders geworden, derselbe, eben: er/sie selbst?

Spitzen wir die Frage auf das Mikro-Beispiel hin zu: Der Fragende muß angesichts der Antwort noch zu seiner Frage stehen, der Bittende angesichts des zustimmenden wie eines abschlägigen Bescheids zu seiner Bitte, der Befehlende dem Gehorsam wie dem Ungehorsam gegenüber zu seinem Befehl. Sollte er sich die u. U. prekäre Situation dadurch erleichtern, daß er seinen Anruf für ungeschehen erklärte? Oder dadurch, daß er immer weiterredete, um seinem Gegenüber dessen Antwort „abzunehmen“ (Praktik aus der Schule wie aus Partnerkonflikten bekannt)? Man sieht, wie eben dies Menschsein und Menschlichkeit unterdrückte.

Nein, der Frager selbst muß nun zum Hörenden werden, der Hörer zum Sprecher, und einzig so ereignet sich in Wort- und Blickwechsel der Partner der gefüllte Augenblick des Gesprächs. – Dann aber ist das Jetzt nicht mehr bloß die unablässig sich verschiebende, in sich unfaßbare Scheidelinie zwischen Nicht-mehr und Noch-nicht, sondern es zeigt sich als gelebter Augenblick menschlichen Miteinanders.

Nochmals also: Ich muß zu mir und meinem Wort stehen, jetzt, da ich nicht mehr rede, sondern höre – dies ist meine Identität in der Zeit. Aber ich muß zugleich dir deine Identität zuerkennen, der du eben hörtest und jetzt erwidertest. Und so gleicherweise du mir gegenüber. Identität ist gemeinsame Identität – wie Zeit gemeinsame Zeit. Treue ist gemeinsame Treue.

Doch wäre hierin jeder nur sich selber treu und jeder obendrein dem anderen? Beide gemeinsam sind es darin nochmals bzw. ursprünglich

dem Herrn des Augenblicks und ihrer Begegnung. Damit sind wir endlich beim Titelwort dieser Besinnung.

„Sakrament des Augenblicks“

Was soll nämlich Treue zu mir oder dir im Ernste heißen, wenn sie nicht als Treue, also als Wille zur Antwort auf jenen Anruf verstanden sein soll, aus dem wir ursprünglich sind, was oder wer – ein jeder auf seine unvertretbare Weise – wir immer schon sind?

Walter Nigg, der für sein Ward-Buch den Titel „Eine Frau gibt nicht auf“ gewählt hat (was als „pertinax“ = halsstarrig gelesen werden könnte), stellt abschließend ihr Leben unter die dritte Bitte des Herrengebets: Dein Wille geschehe¹¹.

„Schon die mittelalterlichen Mystiker haben den Eigenwillen des Menschen als das große Hindernis auf dem Weg zu Gott erfaßt. Mary Ward war zwar willensstark, aber nie versuchte sie, mit ihrem Willen durch die Wand zu gehen. Das Anliegen ihres Lebens war, den Willen Gottes zu erfassen. Daraus erklären sich auch ihre schweren Jahre des Suchens in ihrer reiferen Jugend.“ Dann erfährt sie – überglücklich –, wozu sie auf dem Weg ist, einem Weg allerdings, der sich von diesem Jahre 1611 an bis zur Weihnachtszeit des Jahres 1678 erstrecken wird ... Doch als 1631 die Aufhebungsbulle erging, „genügte [es] ihr zu wissen, es sei das alles von Gottes Willen oder Vorsehung so zugelassen worden, und weiter habe man nicht zu untersuchen“¹².

Als neues religiöses Ideal, das Ignatius von Loyola dem bislang zentralen Chorgebet gegenübergestellt hat, schließt Josef Stierli die Grundformel „Gott suchen in allen Dingen“ auf¹³. – Darin lebt die Dreifaltigkeitsmystik von Manresa; in sich einbegreifend zugleich die Hilfe für andere: die Exerzitien vor allem, die in die „Beschauung zur Erlangung der Liebe“ münden – damit die so Erfahrenen Gott nicht bloß im Gebet, sondern in allen ihren Tätigkeiten suchen. So aber geht es letztlich nicht um eine gläubige Weltbetrachtung: Was Ignatius zu finden sucht, ist Gottes Wille¹⁴. Gottes Wille über dem Leben eines Menschen im gan-

¹¹ Mary Ward, München 1983, 139f.

¹² Nigg, a.a.O. (Anm. 11), 140, im Zitat nach M. K. E. Chambers. – Der Weg: zur Übernahme der Konstitutionen SJ (was erst 1978 erlaubt wurde).

¹³ Das ignatianische Gebet: „Gott suchen in allen Dingen“, in: Ignatius von Loyola. Seine geistliche Gestalt und sein Vermächtnis (1556–1956), hrsg. von F. Wulf, Würzburg 1956, 151–182.

¹⁴ Vgl. S. Kierkegaard, *Einübung im Christentum* (daraus, SV XII 60, auch das Motto): „Der Predigtvortrag in unsrer Zeit hat zum ersten rein übersehen und zum andern es ganz vergessen gemacht, daß die christliche Wahrheit eigentlich nicht Gegenstand von ‚Betrach-

zen, bezüglich Berufswahl und Lebensstand, doch dann in allem einzelnen. „Gott suchen in allen Dingen.“ In genuiner ignatianischer Deutung heißt das nun: In allen Stunden und vor allen Entscheidungen nach dem Willen Gottes fragen und über sich dann ganz von Gott verfügen lassen.“ „Gott suchen ...“ meint darum genauer: Ihm in allen Dingen dienen. Ignatianische Mystik ist „Mystik des Dienstes“ (nach J. de Guibert).

Leben im Jetzt bedeutet also: reine Absicht, Liebe, die einfältig dient. Darauf ist alles einzelne ausgerichtet, was in den Konstitutionen ausgeführt wird (nicht zuletzt gerade auch die intellektuelle Schulung, da Einfalt mitnichten Unbildung meint¹⁵). Das Ziel ist, so schließt J. Stierli, „mit einem Wort: das Wirken der Liebe, die ganz eins ist mit Gott“¹⁶.

In diesem Ziel- und Zentralpunkt ignatianischer Frömmigkeit glaube ich auch die Mitte von Mary Wards Selbst- und Lebensverständnis zu erkennen, den Stern über ihrem bewegenden Weg und das Grundwort ihrer erweckenden Botschaft für heute.

„Sakrament“ heißt wörtlich: Heiligungsmittel. 30 Jahre nach dem Tod Maria Wards wird der Jesuit Jean-Pierre de Caussade geboren. In seinen Briefen über die Hingabe an die göttliche Vorsehung schreibt er von der „communion de tous les instants“, der „Kommunion eines jeden Augenblicks“; davon, daß dem Aufmerksamen alles zum Sakrament wird¹⁷.

Welt erscheint hier als Geschichte. „Jedes Ding ist ein Wort, das Gott spricht.“¹⁸ Und jeweils hat der Angesprochene Antwort zu geben. In der Regel werde, bemerkt Guardini, das Gewissen „so bestimmt, daß es die geltenden Gesetze erkennt und ausführt; das Gegebene richtig beurteilt und ordnet“ (14). Wurden die Damen aus England nicht immer wieder auf diese Gesetze verwiesen? „Es gibt aber auch das christlich Neue: nicht nur als neue Anwendung des bereits Bekannten, sondern als Entdeckung des noch Unbekannten.“ (ebd.) Wenn Pius XII. Mary Ward

tung‘ sein kann. Denn die christliche Wahrheit hat, wenn ich so sagen darf, selber Augen, damit zu sehen, ja, sie ist wie lauter Auge; aber es wäre ja recht störend, ja es würde mir ja dadurch unmöglich werden, ein Gemälde oder ein Stück Tuch zu betrachten, wenn ich, indem ich mich anschicke, es zu betrachten, entdecken müßte, daß da das Gemälde oder das Tuch hin auf mich blickten – und so ist es eben der Fall mit der christlichen Wahrheit; sie ist es, die mich betrachtet, ob ich tue, was sie sagt, daß ich tun soll.“ (XII 214 [E. Hirsch])

¹⁵ Mary Ward: „Gott liebt die Einfalt, nicht aber die Unwissenheit“, in: *Maria Ward und ihr Institut. Nach Originaltexten*, hrsg. von IBMV, München (1957?), 69.

¹⁶ 182, aus Pater Nadals Instruktion über die Gnade des Gebetes in der Gesellschaft Jesu; vgl. IBMV, a.a.O. (Anm. 15), 57.

¹⁷ H. U. v. Balthasar, *Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik III/1*, Einsiedeln 1965, 485–491, 488.

¹⁸ R. Guardini in der Einleitung zu: J.-P. de Caussade, *Ewigkeit im Augenblick. Von der Hingabe an die göttliche Vorsehung* (W. Rüttenauer), Freiburg ³1951, 7.

unter den großen Laienaposteln aufführt (Nigg, 136), dann liest man bei Guardini: Die Rede von der Verantwortung des Laien (und der Frau noch einmal eigens, füge ich hinzu) geschehe „oft in einer nicht nur einschränkenden, sondern oft uneigentlichen Weise. Es wurde von Verantwortung und Mündigkeit geredet, gemeint schien aber oft nur die Entschlossenheit des Gehorsams. Der gilt natürlich nach wie vor [wie sollte man auch im Geist des Ignatius wie Maria Wards etwas anderes sagen], ist aber nicht das Ganze und – in der heranreifenden Weltstunde – vielleicht nicht einmal das gerade jetzt Dringliche“ (20).

Dorothee Sölle beruft die Phantasie¹⁹. Auch sie ist unverzichtbar. Aber ich sehe dabei die Gefahr eines zeit- und gegenwartsvergessenen Schwärmens (meistens „Utopie“ genannt). So scheint mir besser als eine (zudem nicht ganz unaggressive) Entgegensetzung von Gehorsam („Großkirche“) und Phantasie (Propheten, Heilige) das Programm Offenheit, Wachheit, Aufmerksamkeit(en) – in summa: „Antwort“²⁰.

Ihr wird, schreibt Caussade, die Fruchtbarkeit des marianischen „Fiat“ geschenkt (21 ff). Und zwar nicht bloß einmal, sondern immer neu. Der Jesuitenpater meditiert über die Tagesarbeit als das tägliche Brot der Heiligen Familie. Und hier bricht er (mit der französischen Rhetorik seiner Zeit) in den Anruf aus: „O Brot der Engel, himmlisches Manna, Perle des Evangeliums – du Sakrament des gegenwärtigen Augenblicks.“ (24)

Damit kehrt sich (wie zuvor schon bei Kierkegaard – Anm. 14) die Blickrichtung um: Wovon wir leben, ist nicht erstlich unser Tun und Denken, sondern daß ursprünglich wir von Augenblick zu Augenblick erblickt sind (Ps 104, 29). Zu Gott aufblicken (Ps 123, 2; 145, 15) bedeutet, dem Blick seiner unverwandten Liebe begegnen.

Mystik des Alltags

Immer wieder wird heute das Wort Karl Rahners zitiert: „Der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein ...“²¹ Doch oft scheint man nicht zu wissen, daß P. Rahner damit das Gegenteil jeder frommen oder weniger frommen (weil nur schlecht „sublimierten“) Neugier gemeint hat. Nämlich

¹⁹ *Phantasie und Gehorsam. Überlegungen zu einer künftigen christlichen Ethik*, Stuttgart 1968.

²⁰ J. Splett, *Zur Antwort berufen. Not und Chancen christlichen Zeugnisses heute*, Frankfurt 1984.

²¹ *Schriften zur Theologie, Bd. VII*, 22.

jene Mystik des Alltags, auf die des Ignatius' Wort vom „Gott suchen in allen Dingen“ abzielt.

Erfahrungen des Geistes, das liest sich bei Rahner so – und der Leser möge zum folgenden Zitat Maria Ward vor Augen haben: als Bettelschwester bei den Klarissen von St. Omer, auf der zweiten Romreise, 1629, sterbenskrank, als Gefangene der Inquisition im Münchener Kloster am Anger oder auf ihrer dritten Reise – durch Pestgebiete – nach Rom:

„Haben wir schon einmal geschwiegen, obwohl wir uns verteidigen wollten, obwohl wir ungerecht behandelt wurden? Haben wir schon einmal verziehen, obwohl wir keinen Lohn dafür erhielten und man das schweigende Verzeihen als selbstverständlich annahm? ... Haben wir schon einmal versucht, Gott zu lieben, dort, wo keine Welle einer gefühlvollen Begeisterung einen mehr trägt, wo man sich und seinen Lebensdrang nicht mehr mit Gott verwechseln kann, dort, wo man scheinbar ins Leere und gänzlich Unerhörte zu rufen scheint, dort, wo es wie ein entsetzlicher Sprung ins Bodenlose aussieht? ... Haben wir schon einmal eine Pflicht getan, wo man sie scheinbar nur tun kann mit dem verbrennenden Gefühl, sich wirklich selbst zu verleugnen und auszustreichen, wo man sie scheinbar nur tun kann, indem man eine entsetzliche Dummheit tut, die einem niemand dankt? ...

Von da aus könnten wir verstehen, was für eine geheime Leidenschaft in den eigentlichen Menschen des Geistes und den Heiligen lebt ... Sie haben den Geschmack des Geistes bekommen ... Darum ihr merkwürdiges Leben, ihre Armut, ihre Leidsbereitschaft, ihre geheime Sehnsucht nach dem Martyrium. Nicht als ob sie nicht auch schwach wären. Nicht als ob sie nicht auch immer wieder zurückkehren müßten in die Gewöhnlichkeit des Alltags ...“²² Aber in ihm suchen sie eben dies: in der Bodenlosigkeit unseres Lebens die Bodenlosigkeit unseres Gottes, die Nähe seiner Unnahbarkeit in der Geeinheit gemeinsamen Wollens.

Blicken wir nochmals zurück: Die Zeit festhalten wollen, versteint. Sich dem Augenblick ausliefern, heißt, sich verflüssigen (lateinisch: liquidieren). Leben hieße: sich je und je für den Anruf auf tun, der in jedem Augenblick ergeht. Darin werden „Passivität“ und „Aktivität“ lebendig eins, und tiefer eines werden Annahme, Aufnahme und gelebte Antwort. Eins wird schließlich die Antwort an Gott wie an den Nächsten, den er mir augenblicks zuschickt. „Meine Speise ist es, ...“ sagt der Herr am Jakobs-Brunnen (Joh 4,34). Bei Caussade liest es sich: „Denn jeder Augenblick ist ein Zufriedensein mit Gott allein im Innern des

²² *Schriften zur Theologie, Bd. III, 106f.*

Herzens und zugleich eine vorbehaltlose Hingabe an alles Geschaffene ...“ (67)

Mit einem Wort: Leben kann man in der Tat nur je jetzt – aber dies kann man nur, wenn man nicht bloß „nur jetzt“ lebt. – Der Mensch, der Zeit hat, habe keine, hieß es zuvor. Allerdings, wir haben keine, woher sollten wir sie auch nehmen? Woher kommt das Licht? – Doch Er, Gott, gibt sie uns, je jetzt und heute – „Zeit der Gnade“ (2 Kor 6,2), d. h. seines freien Willens. So sollen und dürfen wir sie annehmen und in diesem Sinn sie „uns nehmen“ – für uns, für die anderen, nicht zuletzt schlicht für Ihn.

Wir haben keine Zeit, will sagen: Wir verfügen nicht über sie. Wer anders denkt, muß sich von Jesus sagen lassen (Joh 7,6): „Für euch ist immer rechte Zeit, meine Zeit aber noch nicht.“ Zeit-„freiheit“, so verstanden, ist fruchtlos und leer; andererseits, den Augenblick erzwingen wollen, zerstört; es führt den Ungeduldigen (und leider oft nicht ihn allein) ins Unglück. Doch im Maß der Mensch mit jenem Willen eins wird, der ihm Augenblick und Stunde zumißt, wird er zur Freude befreit.

Nach der Erfahrung derer, die sich darauf eingelassen haben, wird dem Menschen, der nur Gottes Herrschaft in jedem Augenblick sucht, „alles andere dazugegeben“, wörtlich: „draufgesetzt“ (Mt 6,33). – Es geht also weniger um ein Gebot als um ein großherziges Angebot. Es anzunehmen, fordert freilich Mut (eine Grundeigenschaft Mary Wards). Aber so ist es mit der wahren Freude. Sie verlangt stets ein Wagnis²³. Jeder Augenblick fragt uns: Warum nicht du? Warum nicht jetzt?

²³ H. v. Hofmannsthal: „Freude erfordert mehr Hingabe als der Schmerz. Sich der Freude hingeben, heißt, genauso weit das unbekannte Dunkle herausfordern“, in: *Buch der Freunde*, Frankfurt 1965, 33; J. Splett, *Wagnis der Freude*, Frankfurt 1984; theologisch siehe die Meditation H. U. v. Balthasars über die Freude und das Kreuz, in: ders., *Die Wahrheit ist symphonisch. Aspekte des christlichen Pluralismus*, Einsiedeln 1972, 131–146.